

DAS GROSSE SPIEL

Claude Cueni

DAS
GROSSE
SPIEL

Roman

HEYNE <



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SES-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House
FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete
fsc-zertifizierte Papier *EOS*
liefert Salzer, St. Pölten.

Copyright © 2006 by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion: Heiko Arntz

Herstellung: Helga Schörnig

Gesetzt aus der 12,1/13,7 Punkt Perpetua
bei C. Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN-10: 3-453-26529-7

ISBN-13: 978-3-453-26529-5

www.heyne.de

Für Annemarie

Kapitel I

PARIS, 1683

»Werde ich sterben?«, fragte der Schotte. Seine wund geschnäuzte Nase triefte auf den scharlachroten Umhang, den er eng um sich geschlungen hatte. Er schob drei Goldmünzen über den dunkel gebeizten Eichentisch, als wolle er damit den Tod bestechen. Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und sah sein Gegenüber mit großen Augen an. Bitterkeit und Hader überfielen ihn. »Werde ich sterben?«, wiederholte er mit seinem starken schottischen Akzent.

»Sie haben doch nicht die lange Reise von Edinburgh nach Paris gemacht, um hier zu sterben«, lächelte Docteur Cartier. »Keine Angst, Monsieur Law. Sie sind bei uns in guten Händen.« Rötliche Ekzeme überzogen Cartiers Kopfhaut. An einigen Stellen war ihm das Haar gleich büschelweise ausgefallen. Das Gesicht hatte er mit dicker, heller Schminke bedeckt, um die entstellenden Pockenarben zu kaschieren. Docteur Cartier zeigte auf eine gläserne Schale, die in der Mitte des wuchtigen Tisches stand. Darin waren seltsam gefärbte Steine. »Das sind Harnsteine, Monsieur Law. Sie haben schreckliche Schmerzen verursacht. Die Menschen, denen wir diese Steine entfernt haben, sind heute schmerzfrei. Diese Menschen ...«

»Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, dass ich überlebe, Docteur Cartier?«, unterbrach ihn der Schotte. Er war es gewohnt, dass man ihm auf seine Fragen präzise und ohne Umschweife antwortete. Er trug den scharlachroten Umhang der Goldschmiede-Bankiers von Edinburgh.

Docteur Cartier beugte sich über den Tisch und schaute William Law eindringlich an: »Monsieur Law, ich bin Chirurg und nicht Mathematiker. Ich halte nicht viel von diesen neuen Wissenschaften, die überall in Mode gekommen sind. Die ganze Welt stellt Berechnungen der *Wahrscheinlichkeit* an. Mit Verlaub, Monsieur Law, das ist dummes Zeug. Gott allein entscheidet. Nicht die Mathematik. Jahrhundertlang haben uns die Schweizer Bergbauern auf den Schlachtfeldern Europas mit ihren Pikettieren geendet, und jetzt lassen sie die Brüder Bernoulli mit ihren Höchstwahrscheinlichkeitsrechnungen auf die Menschheit los. Was bisher galt, soll plötzlich falsch sein. Alles soll neu erklärt und gedeutet werden. Und das öffentlich. Und für jedermann zugänglich. Jeder Stallknecht soll heutzutage alles verstehen. Das ist eine neue Krankheit, Monsieur Law, eine Seuche. Aber Ihr Leiden, Monsieur Law, Ihr Leiden ist heilbar. Seit zweihundertfünfzig Jahren praktizieren wir die Steinoperation nach denselben Regeln. Diese Regeln sind geheim, Monsieur Law. Und das aus gutem Grund. Wo kämen wir hin, wenn sich jeder sein eigenes Urteil bilden würde? Wenn selbst die Bauern in Holland den Dammschnitt an ihren Viechern praktizieren würden? Aber alle Welt soll Statistiken führen und sie der Menschheit zur Verfügung stellen! Jeder Patient will plötzlich Tabellen und Statistiken. Jeder Patient ein kleiner Bernoulli, ein Mathematiker, ein Prognostiker. Das ist eine Versündigung gegen Gott und die Monarchie! Zahlen, Fakten, Zusammenhänge konstruieren ... Die Zukunft voraussagen! Die Pläne Gottes erraten! Sie wollen Gott spielen! Ich will Ihnen etwas sagen, Monsieur Law, Wahrscheinlichkeitsrechnungen sind etwas für Kartenspieler.« Docteur Cartier hielt inne und holte tief Luft. Er war selbst überrascht, dass er sich derart ereifert hatte.

William Law nickte höflich und beugte sich nun seinerseits über den schweren Tisch: »Docteur Cartier, ich bin William Law, Goldschmied und Münzprüfer aus Edinburgh in Schottland, Berater des königlichen Münzamtes. Von meinen sieben Söhnen und fünf Töchtern haben vier die Kinderjahre überlebt. Das entspricht dem sta-

tistischen Mittel von Edinburgh. So hat es mir mein Sohn John erzählt. Ich möchte von Ihnen lediglich wissen, wie die Statistik Ihres Hospitals aussieht. Damit ich entscheiden kann, ob ich das Risiko auf mich nehme oder nicht. Denn zu Hause in Lauriston Castle, das ich vor wenigen Wochen erworben habe, warten meine Frau und meine Söhne, John und William. «Einen Augenblick lang saßen sich beide gegenüber und starrten sich lauernd und drohend an.

Dann seufzte Cartier, richtete sich auf und schob die Louisdor wieder in die Tischmitte. »Monsieur Law, für einunddreißig Patienten von hundert endet die Operation mit dem Tod. Aber falls Sie sterben, Monsieur Law, dann nicht zu einunddreißig Prozent. Der eigene Tod ist immer hundertprozentig. Deshalb halte ich nichts von diesen Wahrscheinlichkeitsrechnungen. Monsieur Law, es braucht wenig Gift, um einen Körper zu zerstören. Manchmal braucht es nur eine Idee. Die neue Mathematik ist schlimmer als die Pest. Wenn sie sich durchsetzt, wird nichts mehr sein wie früher.«

»Die Welt wird *anders* sein, das ist alles, Docteur Cartier«, antwortete der Schotte müde. »Etwas Altes stirbt, und etwas Neues wird geboren. Das Ganze stirbt nie.« William Law lächelte versöhnlich: »Eigentlich habe ich Sie nur meinem Sohn John zuliebe über Ihre Statistik befragt. Es war nicht meine Absicht, Ihre Fähigkeiten als Chirurg infrage zu stellen. Falls dieser Eindruck entstanden sein sollte, tut es mir Leid, und ich bitte in aller Form um Entschuldigung.«

Cartier streckte seinen Arm nach Laws Hand aus und tätschelte sie liebevoll: »Keine Angst, Monsieur Law, wir werden den Münzprüfer von Edinburgh nicht sterben lassen. In diesen hitzigen Zeiten könnte uns das leicht einen neuen Krieg bescheren. Und davon hat Europa schon reichlich genug gehabt.«

William Law zog seine Hand zurück, dann holte er zwei braune, versiegelte Briefumschläge aus der Innentasche seines purpurroten Umhangs und legte sie zögernd auf den Tisch. »Dieser Brief ist für meine Frau und dieser hier für meinen ältesten Sohn, John. John Law. Für alle Fälle. Es sind immerhin einunddreißig Prozent.«

Als die beiden Männer wenig später zu den Operationssälen gingen, hallten ihre Schritte laut durch die hohe Säulenhalle der Charité. »Ihr Ältester wird wohl auch Goldschmied?«, versuchte es Cartier mit ein bisschen Konversation.

»In Schottland ist jeder Goldschmied auch Bankier. Die Familien der Laws sind seit vielen Generationen als Goldschmiede tätig. Als Goldschmiede oder Pastoren – einige wurden sogar Kardinäle.«

William Law hatte Angst, ihm war übel vor Angst. Immer wieder ergriff ihn ein Schwindel, und er hatte das Gefühl, mit dem nächsten Schritt ins Leere zu stürzen. Der Schotte hatte sich auf der langen Kutschenfahrt von Edinburgh nach Paris eine fiebrige Erkältung geholt. Er fror. Ein grelles Pfeifen in den Ohren ließ ihn kurz zusammensucken. Sein Herz raste, als wolle es den Brustkorb sprengen und allein nach Edinburgh zurückeilen.

»Und?«, fragte Cartier betont freundlich. »Wird Ihr Ältester eher Goldschmied oder Kardinal?«

»John ist erst zwölf«, wehrte William Law verlegen ab, »handwerklich ist er nicht so geschickt ...« Er rang nach Luft. Er brauchte mehr Luft.

»Dann wird er eben Kardinal«, lachte der Steinoperateur und legte Law aufmunternd den Arm um die Schulter.

Mit schnellen, flinken Bewegungen stieß der zwölfjährige John sein Glied zwischen die lustvoll gespreizten Beine der Dienstmagd Janine. Das Mädchen saß entspannt auf der Holztruhe vor dem Fenster des Turmzimmers. Den Kopf hatte sie in die Fensternische zurückgeworfen, als wolle sie den Wolkenhimmel betrachten. »Ich werde dir alles beibringen, John«, stöhnte sie, »jeden Handgriff, jede Finesse, die Kunst der Verführung, der genussvollen Hingabe, die Kunst, sich eine Mätresse zu halten und sie wieder loszuwerden, sie zu besitzen und sie zu verderben.« Blitzschnell fasste die Zwanzigjährige Johns Hüften, stieß ihn leicht zurück, drehte sich um und kniete nun, mit dem Gesicht zum Fenster, auf der Truhe. Sie schaute hinunter zum Fluss. Zwischen den Bäumen sah sie eine Frau, die

eilig auf das Anwesen zukam. John führte erneut sein Glied ein, wie ein junger Hund, der keine andere Bestimmung zu kennen glaubt. Ungestüm und heftig. Er war für sein Alter von ungewöhnlich hohem Wuchs und kaum von einem Mann zu unterscheiden. Nur der Schalk in seinen freundlichen, dunklen Augen ließ das jugendliche Alter erahnen. Janine hatte ihm einmal gesagt, dass sie noch nie einen derart schönen Mund geküsst habe.

Für John war Janine nicht der *pisse-pot de nos maris*, der Pisstopf des Hausherrn, wie die Franzosen die Dienstmägde verächtlich nannten. Ganz im Gegenteil, für ihn war Janine wie ein Fenster zur großen Welt. Janine hatte in Paris als Dienstmagd eines Goldschmieds gearbeitet, der an seiner Spielleidenschaft zerbrochen war. Janine hatte dem aufgeweckten John nicht nur das Kartenspiel *Pharao* beigebracht, sondern auch das, worüber man in den Salons der Reichen und Mächtigen sprach. Und man sprach nur über das eine. »*Fais-le bien*«, sagten die Franzosen am Hofe des Sonnenkönigs: »Mach es gut«, und John wollte der Beste sein, ein echter Wüstling, ein Held seiner Zeit, ein Kardinal der Erotik.

»John!«, hörte man unten die Frau rufen, die nun wütend das Flussufer hinaufkam. Sie klang ungeduldig und müde. Die siebzig Hektar Grund am Südufer des Firth of Forth gehörten zum Anwesen von Lauriston Castle, einem dreistöckigen, herrschaftlichen Gebäude mit zwei schmalen Wehrtürmchen. Die Frau näherte sich dem Haus und blieb vor dem linken Wehrturm stehen, der von Kragsteinen gestützt wurde. Sie schaute zum Turmzimmer hinauf: »John! Ich muss mit dir reden.« Ein Fenster wurde aufgestoßen. Der Junge streckte seinen Kopf hinaus und schrie: »Was wollen Sie denn jetzt schon wieder, Mutter, ich arbeite!«

Als Janine im großen Speisezimmer das Essen auf den Tisch gebracht hatte, Gemüsesuppe, Brot und Käse, sprach Jean Law ein kurzes Tischgebet. Die zwölf Geburten waren nicht spurlos an ihr vorbeigegangen. Das einst feuerrote, schulterlange Haar war spröde geworden. Sie hatte es mit einem roten Band zusammen-

gebunden. Das Gesicht war ausgemergelt, und ihre Augen erzählten von all dem Leid, das sie erfahren und ertragen hatte. Jean Law war sechsunddreißig Jahre alt. Als sie das Tischgebet beendet hatte, fügte sie leise hinzu: »Und Gott ... beschütze William Law, dass er geheilt und gesund zu den Seinen zurückkehrt.«

Vor wenigen Wochen hatte die sechsköpfige Familie noch in Edinburgh in einer engen Behausung am Parliament Square gewohnt. Jetzt waren sie stolze Besitzer von Lauriston Castle. William Law stand im Zenit seiner beruflichen Karriere, im Zenit der gesellschaftlichen Anerkennung. Und wenn William Law gesund zurückkam, dann war ihr Glück vollkommen. Jean Law hatte Angst vor diesem Gedanken. Sie misstraute dem Glück. Nicht, weil sie schon acht Kinder verloren hatte. Das war in Edinburgh, wo die Leute so eng aufeinander lebten wie nirgendwo auf der Welt, nichts Besonderes. Der Kindstod war so alltäglich, dass man es nicht für nötig hielt, Kinder vor ihrem siebten Lebensjahr zu taufen oder ihnen besondere Zuwendung zu schenken. Nein, Jean Law misstraute dem Glück, weil sie wusste, dass ein Kleeblatt selten vier Blätter hat. Und jetzt, wo sie im Besitz von Lauriston Castle waren, besorgte sie die Abwesenheit ihres Mannes ganz erheblich. Sie war in gleichem Maße religiös wie abergläubisch.

Janine füllte zunächst Jean Suppe auf, dann John und schließlich seinem ein Jahr jüngeren Bruder William. Die beiden Mädchen, sechsjährige Zwillinge, aßen wie üblich draußen in der Küche. Während Janine die Suppe austeilte, starrte John Law erneut auf ihren prallen Busen, den sie nur zum Schein mit einem Busentuch kaschierte. Am liebsten wäre John gleich wieder ins Turmzimmer hochgerannt. Janine hatte ihn regelrecht verhext. Er dachte immerzu an ihren Po, an ihre weißen Schenkel, und sein erigierter Penis brachte ihn schier um den Verstand. Oft schloss er während des Schulunterrichts die Augen, um den Duft ihres Haars zu riechen, den Duft ihres Busens, ihre verschwitzte Haut, ihre nassen Schenkel. Und wenn er die Augen wieder öffnete, entsprang ein leiser Seufzer seinen Lippen.

»Also, John«, begann seine Mutter Jean, »dein Lehrer wollte heute mit mir sprechen. Er hält dich für sehr intelligent. Er meint,

du hättest eine ausgesprochene Gabe für Zahlen. Manchmal hättest du sogar einen Hauch von – von Genie. Das genau waren seine Worte.«

Johns Bruder William begann laut zu lachen. Doch John schien es nicht zu bemerken.

»Aber Mutter«, entgegnete John Law mit einem charmanten Lächeln, »glauben Sie wirklich, mein Lehrer sei in der Lage, Genie zu erkennen?«

»Was soll das heißen?«, fragte seine Mutter.

»Er versteht recht wenig von Mathematik«, antwortete John Law, »und seit er mich unterrichtet, weiß er das sogar.«

»Hochmut kommt vor dem Fall«, kreischte William, »arrogant wie ein Franzose!« Doch John ließ sich erneut nichts anmerken. Er parlierte mit der Gestik eines Erwachsenen. Janine nahm es mit stiller Genugtuung zur Kenntnis. Schließlich hatte sie ihm beigebracht, wie man beim Kartenspiel jegliche Regung unterdrückt und das gesprochene Wort mit Gesten akkompagniert.

»John! Gott wird dich eines Tages für deinen Hochmut strafen!«, rügte ihn seine Mutter.

»Verzeihung, Mutter, aber ist es Hochmut, wenn ich meinen Lehrer auf Fehler hinweise? Soll ich vor Demut erstarren, nur weil er mein Lehrer ist? Respekt muss man sich verdienen, Mutter. Durch Wissen und Leistung. Nicht durch Amt und Würden.«

»Basieren nicht auch Amt und Würden auf Wissen und Leistung?«, fragte seine Mutter. Ihre Stimme klang matt. Ihr fehlte immer öfter die Kraft für solche Dispute.

»Wir stehen an der Schwelle zu einer neuen Zeit, Mutter. Die Karten werden neu gemischt ...«

»Hör auf, John!«, rief Jean und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Mit diesen Ideen bringst du Gott und den König gegen dich auf. Wer die gottgewollte Ordnung nicht akzeptiert, begibt sich außerhalb der christlichen Gemeinschaft!«

»Ich gebe Ihnen Recht, Mutter. Aber verdanken wir unseren Fortschritt nicht ausgerechnet jenen Menschen, die sich mit der

bestehenden Ordnung nicht abgefunden und sich vorsätzlich abgesondert haben?«

Mit einer heftigen Bewegung warf Jean ihren Löffel auf den Tisch und schrie: »Es steht dir nicht zu, über deine Mutter zu urteilen und ihr Recht oder Unrecht zu geben!«

»Ich bitte Sie um Verzeihung, Mutter. Ich wollte Sie nicht verletzen.« Und mit dem für ihn typischen Schmunzeln fügte er leiser hinzu: »Wenn Sie wünschen, Mutter, behaupte ich sogar, dass die Welt eine Scheibe ist, nur damit ich Ihre Liebe nicht verliere.«

Jean wollte ihren Sohn tadeln, aber Johns Lächeln berührte ihr Herz. Insgeheim war sie stolz auf ihren kleinen John, der plötzlich so groß geworden war. Sie nahm ihren Löffel wieder in die Hand, tauchte ihn in die Suppe und hielt erneut inne: »Dein Lehrer sagt, du bist sehr launenhaft, das beunruhigt ihn.«

»Ihn beunruhigt alles, was er nicht kennt und daher nicht versteht. Vielleicht sollten wir den Lehrer wechseln.« Der Junge grinste.

»John«, sagte seine Mutter nun mit sehr ernster Stimme, »wenn dein Vater zurückkommt, werde ich ihm vorschlagen, dass er dich nach Eaglesham schickt ...«

»Renfrewshire? Zu diesem verwirrten Gottesprediger? Man sagt, er sei vom Teufel getrieben.«

John wandte sich Hilfe suchend an Janine. Doch sie hatte ihm bereits den Rücken zugekehrt und war auf dem Weg zur Tür. Und John dachte, dass Gott ihr diesen wundervollen Po geschenkt hatte wie ihm die Gabe für die Mathematik.

»Vater will mich gewiss hier bei sich behalten«, lächelte John, »da bin ich mir sicher.«

»Sicher?«, flachste sein Bruder William. »Wie sicher, Meister?«

»Hundertprozentig sicher«, zischte John und bohrte seinem Bruder die zweizackige Gabel in den Oberschenkel. William schrie gellend auf.

William Laws Schreie gellten durch die Korridore der Pariser Charité. Einer von Cartiers Helfern drückte William Laws Schultern

auf die Holzliege hinunter. Links und rechts von dem Patienten standen Assistenten und fixierten mit geübtem Griff Arme und Beine. Cartier führte das Skalpell noch tiefer in den Oberschenkelmuskel, direkt neben den Anus. Erneut versuchte er, mit den Fingern den Stein zu ertasten, während sich William Law brüllend aufbäumte. Cartier weitete den Einschnitt aus und versuchte nun mit einem Entenschnabel, den Stein in der Blase zu erreichen. Der Chirurg war voll gespritzt mit Blut wie ein Fleischer auf dem Schlachthof. Der Stein befand sich noch immer in der Blase, und er war riesengroß. Eine Stunde später waren die Schreie verstummt. Fassungslos stand Docteur Cartier vor dem blutüberströmten Unterleib des Schotten. Dann nahm er den lauwarmen Penis des Schotten in die Hand und führte noch einmal die steife Sonde in die Harnröhre ein, um den Harnblasenmund zu lokalisieren. Er wollte nicht wahrhaben, was geschehen war.

»Docteur Cartier«, sprach ihn sein junger Assistent Dutronc mit ruhiger Stimme an. »Docteur Cartier. Der Patient ist tot.«

Cartier hielt inne. Er starrte auf den schlaffen Penis in seiner Hand. Dann ließ er ihn los. Als er sich die Hände wusch, bebte die Wasserschüssel in den Händen des Assistenten. Das blutdurchtränkte Wasser schwappte über den Rand und klatschte auf den Fußboden.

Wenig später saß Cartier erschöpft in seiner getäfelten Schreibstube. William Law, der Münzprüfer von Edinburgh, war tot. Er verblutete im Jahre 1683 während einer Lithotomie, dem ältesten bekannten chirurgischen Eingriff. An eine Überführung ins ferne Schottland war nicht zu denken. Man würde ihn formlos im schottischen Kolleg in Paris beisetzen. Cartier starrte auf das dicke rote Siegel, mit dem der Schotte die beiden braunen Umschläge verschlossen hatte.

»Er kannte das Risiko. Ich habe ihm nichts verschwiegen. Nicht wahr, Dutronc? Der Schotte kannte das Risiko!« Cartier blickte zu seinem Assistenten Dutronc auf, der geduldig vor dem Schreibtisch stand und offenbar auf eine Order wartete.

»Ich bin Ihr Zeuge, Docteur Cartier. Sie haben ihn darauf aufmerksam gemacht.«

Cartier lächelte: »Und es ist immer noch Gott, der entscheidet, ob jemand lebt oder stirbt. Nicht wahr, Dutronc? Wir bemühen uns redlich, aber Gott entscheidet.«

Dutronc schwieg. Cartier schaute erneut zu ihm auf.

»Was ist Dutronc? Er ist tot. Akzeptieren Sie das und wenden Sie sich wieder den Lebenden zu. Glauben Sie mir, mir wäre es auch lieber, Law wäre noch am Leben und wir müssten diese beiden Umschläge nicht zum Postamt bringen.«

»Sein Tod wäre vielleicht zu vermeiden gewesen«, sagte Dutronc leise, ohne Docteur Cartier in die Augen zu sehen.

»Was reden Sie da?«, fragte Cartier unwirsch. »Wenn Gott gewollt hätte ... Oder wollen Sie etwa andeuten, ich hätte irgendetwas falsch gemacht?«

»Nein, nein, Docteur Cartier, Sie haben nichts falsch gemacht. Wir alle machen vielleicht etwas falsch.«

»Wollen Sie Steinoperationen etwa mit Dampfmaschinen durchführen? Oder mit geheimnisvollen Magneten?«, fragte Cartier und lachte verächtlich.

»Docteur Cartier, seit über zweihundert Jahren ...«

»So ist es, Monsieur Dutronc! Seit über zweihundert Jahren wird der Steinschnitt in dieser Form praktiziert. Die Menschen leiden an ihren Steinen, einigen wird geholfen, andere sterben. Aber an der Art der Operation hat sich nichts geändert. Weil es nichts zu ändern gibt. Die menschliche Anatomie ändert sich nicht, und die Steine ändern sich nicht. Und deshalb werden die Menschen auch in tausend Jahren den Steinschnitt noch genauso durchführen, wie ich es heute getan habe!«

»Nein, Docteur Cartier«, entfuhr es dem jungen Dutronc, der sein jugendliches Temperament nicht länger zügeln konnte. »Wir müssen unser Wissen austauschen, Docteur Cartier, mit den Ärzten und Operateuren aus Italien, aus Holland und aus England ...«

»Hören Sie auf, Dutronc! Wenn ich eins nicht leiden kann, dann Schwärmerei.«

»Nicht nur das Schwarzpulver verändert Europa. Überall auf der Welt machen die Menschen neue Erfindungen.«

»Passen Sie auf, was Sie sagen, Dutronc. Man kann einen Muskel auch überdehnen. Dann reißt er!«

»Haben wir den Muskel überdehnt, weil wir heute nicht mehr in Höhlen hausen und uns von rohem Fleisch ernähren?«

»Hören Sie, Dutronc, ich weiß, dass es in den Salons in Mode gekommen ist, selbst Kindern und Frauen zuzuhören. Aber Ihnen, Dutronc, Ihnen werde ich nicht länger zuhören. Bringen Sie diese Umschläge zur Post! Und dann nehmen Sie von mir aus gleich die nächste Kutsche nach Amsterdam. Zu Frère Jacques de Beaulieu. Der hat sich von einem Schuhmacher neues Werkzeug für den Steinschnitt herstellen lassen. Von einem Schuhmacher!«, schrie Cartier und drückte Dutronc die beiden Umschläge in die Hand. Dutronc nahm sie an sich und nickte. Er sah ein, dass es sinnlos war, sich weiter mit Cartier zu unterhalten. Er verbeugte sich knapp, drehte sich um und eilte zur Tür.

»Dutronc!«, rief ihm Cartier nach. Dutronc drehte sich um, und seine langen blonden Haare wirbelten durch die Luft. »Sie wollen Gott spielen, Dutronc! Sie wollen den unsterblichen Menschen schaffen nach dem Ebenbild Gottes, und dafür wird Gott Sie strafen!«

Dutrons Augen leuchteten wie beseelt von schwarzer Magie oder von einer großen Liebe: »Ja!«, frohlockte er mit flammender Stimme. »Ja, Docteur Cartier, und die Frage, ob es einen Gott gibt oder nicht, muss ebenfalls neu gestellt werden, und eines Tages wird selbst der Stuhl Ihres Gottes von einem Menschen besetzt sein, und wir werden Menschen erschaffen nach unserem Ebenbild. Und Maschinen werden die Arbeit verrichten, während wir vergnügt durch die Lüfte fliegen und Städte besuchen, die tief unter dem Meeresspiegel liegen.«

»Fantast!«, brüllte Cartier. »Sie sind ein vom Teufel besessener Fantast! Ein gottverdammter Fantast!«

Kapitel II

Vom Turmzimmer aus beobachteten John Law und die Dienstmagd Janine, wie Madam die Kutsche bestieg und davonfuhr. Schon bald verschwand die Kutsche im morgendlichen Nebel, und man hörte nur noch die schwächer werdenden Hufschläge der Pferde. Janine schloss das Turmfenster, eilte zum alten Wandschrank und riss sich die Kleider vom Leib. John saß rittlings auf einer Truhe vor dem Schrank und beobachtete die junge Frau mit wachsender Begierde. Obwohl sie bereits zwanzig war, war sie nicht viel größer als er. Er beobachtete, wie sie ihren Körper entblößte, um ihn gleich wieder mit kostbaren Stoffen zu verhüllen. Es waren Kleider, die Madam vor langer Zeit einmal getragen hatte.

»Du kannst in verschiedene Rollen schlüpfen«, dozierte Janine und kniff die Augen neckisch zusammen, so wie sie es immer tat, wenn sie John für sich gewinnen wollte, »du kannst den schwächenden Jüngling spielen, den erfahrenen Kavalier, den abgebrühten Wüstling. Aber treibe es stets galant, mach es gut.« John atmete tief durch. Er konnte sich an Janines Körper nicht satt sehen, er war ihr verfallen. Janine nahm es mit einem koketten Lächeln zur Kenntnis und dozierte weiter: »Die Liebe ist ein Handwerk und kein Gefühl. Handwerk kann man lernen, Liebe täuscht man vor. Es gehört zum Handwerk.«

Janine klebte sich eine Mouche auf das Kinn. John kannte dieses extravagante Accessoire bereits. Mouches waren künstliche schwarze Leberflecken in Form von Kreisen, Halbmonden, Tieren

oder Symbolen. Sie verstärkten den Kontrast zur marmorweißen Haut der Damen, die kein Sonnenstrahl gebrandmarkt hatte, weil sie sich nicht wie die Feldarbeiterinnen in der prallen Sonne abra-ckern mussten. »Achte immer auf die Mouche, John, sie sagt mehr als tausend Worte. Klebt die Mouche am linken Auge, ist die Dame bereits vergeben und treu. Ist das Symbol jedoch ein Tier, so ist sie zwar treu, aber nur bedingt. Das bedeutet, dass du mit besonderem Einsatz ihren Rock erobern kannst. Erobern sollst.«

Janine rückte das Busentuch zurecht und verdeckte so den Einschnitt zwischen ihren Brüsten. Dann nahm sie den Fächer in die Hand, fächerte dreimal hin und her und senkte den Fächer leicht in Johns Richtung.

»Du willst es jetzt, sofort«, sagte John.

»Nein«, sagte Janine gereizt, »ich habe mit dir Kontakt aufgenommen. Ich habe bemerkt, dass du mich die ganze Zeit beobachtet, und jetzt habe ich Kontakt aufgenommen.«

Janine rückte ihr Halstuch zurecht. »Und jetzt?«, fragte sie.

»Jetzt willst du es aber, sofort.«

Janines Miene verfinsterte sich: »John, ich biete dir den Hals an. Du darfst dich der Dame nähern. Streng dich ein bisschen an. Ich weiß, dass du das beste Gedächtnis von Edinburgh hast.«

John stand auf und näherte sich der jungen Frau. Er grinste bis über beide Ohren.

»Jetzt kommt das Busentuch?« Janine hatte das Busentuch, das um Schultern und Nacken drapiert war, gelockert. Das Busentuch war für John das raffinierteste Hilfsmittel der weiblichen Koketterie überhaupt. Es verbarg, was man zeigen wollte. Es weckte die Neugierde und brachte einen schier um den Verstand. Janine wich einen Schritt zurück und klappte den Fächer zu, um ihn gleich darauf wieder aufklappen zu lassen. »Ich halte das nicht mehr aus, Janine«, flehte John. »Mir platzt der Schädel.«

Janine wich nochmals einen Schritt zurück und wiederholte das Spiel mit dem Fächer: »Bitte, John, sei doch einmal vernünftig. Die Fächersprache ist die wichtigste Sprache in den Salons. Sie erlaubt

die intimsten Zwiegespräche. Sie signalisiert Gefallen und Missfallen, die Einladung zur Annäherung und die Vereinbarung zum Rendezvous. Ich fordere dich jetzt gerade auf, mir zu folgen. Hast du die Uhrzeit erkannt, die ich dir mitgeteilt habe?»

John riss sich ungestüm die Hose auf, während Janine den Fächer brüsk auseinander breitete wie das Rad eines Pfaus.

»Jetzt weise ich dich ab«, lachte Janine.

John packte den Fächer mit einer Hand und drückte ihn energisch zusammen. »Und jetzt begehrst du mich. Auf der Stelle. Der Fächer spricht eine unmissverständliche Sprache«, grinste John und sank vor Janine auf die Knie, um ihre Beine zu liebkosen, bis sein wilder Haarschopf unter Janines Rock verschwand.

Janine taumelte zurück und stieß gegen Madams Kleiderkasten. »John«, seufzte sie, »gib den Damen in den Salons die Gelegenheit, ihr Taschentuch hervorzunehmen und daran zu riechen. Das Parfüm lässt sie erröten, und es sieht so aus, als seien sie unschuldige Mädchen, die noch nie an einer Orgie teilgenommen haben, da draußen in den Jagdschlössern vor den Toren von Paris.« Janine ließ sich zu Boden sinken und zog John sanft über sich.

Plötzlich wurde die Tür aufgestoßen. Der junge William Law stand da und starrte ungläubig auf seinen älteren Bruder, der sich widerwillig von Janine löste.

»Unser kleiner Monsieur ist ja schlimmer als eine Küchenschabe. Eine Küchenschabe, die Treppen steigen und Türen öffnen kann.« John blickte seinen Bruder vorwurfsvoll an.

Vor dem Haus ließ sich eine Männerstimme vernehmen: »Madam Law!«

John knöpfte nachlässig seine Hose zu und ging zum Fenster. Draußen war ein Postreiter.

»Er hat Post aus Paris. Er will sie unserer Frau Mutter aber nur persönlich übergeben«, stammelte William Law. Er war sichtlich nervös und aufgewühlt.

John stürzte aus dem Zimmer und eilte die Treppen des Turmzimmers hinunter.

Janine und William standen oben am Fenster und beobachteten, wie John aus dem Haus gelaufen kam. Der Postreiter war von seinem verschwitzten Rappen abgestiegen. John lief ihm entgegen.

»Ich habe Post für Madam Law«, sagte der Mann.

John streckte die Hand aus. »Madam ist in der Kirche, und ich bin John, John Law, der Erstgeborene.«

Der Postreiter rührte sich nicht.

John sah ihn grimmig an: »Eines Tages werde ich Herr über Lauriston Castle sein, und ich schwöre bei Gott, wenn Sie mir nicht sofort die Post aushändigen ...«

Der Postreiter grinste und zeigte eine Reihe brauner Zahnstümpfe: »Bis du Herr über Lauriston Castle bist, schmore ich längst in der Hölle.«

John zog einen Satz Spielkarten hervor. »Dann lass uns spielen. Gewinnst du, kriegst du einen Halfpenny, gewinne ich, gibst du mir die Post.« Beide setzten sich ins Gras.

»Und wo ist dein Halfpenny?«, fragte der Postreiter.

»Gib mir ein Stück Papier«, sagte John.

Der Postreiter zögerte, schließlich kramte er aus seiner Brusttasche ein Stück Papier hervor und reichte es John.

»Also«, sagte John, »ich habe einen Halfpenny, aber ich habe ihn nicht hier, weil er anderweitig gerade ein Geschäft tätigt. Verstehst du? Ich habe den Halfpenny unserer Dienstmagd ausgeliehen, damit er mir Zinsen bringt. Ich besitze ihn, aber nicht in meiner Hand. Damit ich nun trotzdem mit dir ins Geschäft komme, beschließen wir, dass dieses Stück Papier einen Halfpenny wert ist. Du kannst dieses Stück Papier jederzeit bei mir eintauschen. Nur nicht heute.«

Der Postreiter riss die Augen auf und atmete tief durch. Dann biss er sich auf die Unterlippe und sah den jungen John Law an: »Nun gut. Wie heißt dieses Spiel?«

Oben im Turmzimmer standen Janine und William am Fenster und verfolgten die seltsame Szene. »Die spielen tatsächlich Karten«, sagte Janine und schüttelte ungläubig den Kopf.



Claude Cueni

Das große Spiel

Roman

Gebundenes Buch, 448 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-453-26529-5

Heyne

Erscheinungstermin: August 2006

Eine unglaubliche, aber wahre Geschichte.
Ein genialer Jongleur zwischen Geld und Liebe.
Ein leidenschaftlicher historischer Roman.

Begnadeter Spieler, legendärer Frauenheld, brillanter Mathematiker – John Law war die schillerndste Figur seiner Zeit. Claude Cuenis großer historischer Roman erzählt die fesselnde Geschichte eines Genies, das für eine atemberaubende Idee sein Leben und ein ganzes Land aufs Spiel setzte.

1671 in Edinburgh geboren, verspielt John Law bereits in jungen Jahren das Vermögen seines Vaters. Draufgängerisch auch sein Umgang mit den Frauen. Scharen von gehörnten Ehemännern frohlocken, als Law nach einem Duell mit tödlichem Ausgang das Land verlassen muss. Während seiner Flucht quer durch Europa kommt ihm die bahnbrechende Idee, Geld nicht länger mit den immer knapper werdenden Edelmetallen zu decken. John Law erfindet das Papiergeld, doch seine Idee findet kein Gehör. Erst als er Anfang des 18. Jahrhunderts nach Frankreich gelangt, bekommt er seine Chance. Der Herzog von Orléans, gerade zum Regenten gekürt, findet Gefallen an der Vorstellung, die enormen Staatsschulden quasi per Druckerpresse zu tilgen. 1716 gründet Law die Banque Royale und gibt erstmals Papiergeld aus. Seine Idee bewährt sich, der Handel blüht, und John Law häuft ein Vermögen an, das ihn zum reichsten Mann seiner Zeit macht, ja vielleicht zum reichsten Mann, der jemals gelebt hat. Doch irgendwann holt ihn seine Spielernatur ein.



Der Titel im Katalog